

Nr. 159. Bromberg, den 15. Juli 1932.

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geschichte

von Leo Perutz und Paul Frank.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Die Legende von dem blauen Bart des berühmten Frauenmörders", sagte er, „ist wissenschaftlich kaum haltbar. Die Historiker behaupten, daß es sich hier überhaupt nur um ein volksethymologisches Mißverständnis handle. Ihr Ritter Blaubart hat wahrscheinlich in Wirklichkeit nie im Leben einen blauen Bart gehabt."

„Aber der Schauspieler im Theater hat doch einen blauen Bart getragen!" meinte die Baronesse. „Aber freilich, nirgends wird soviel gelogen, wie im Theater. Nicht die Hälfte ist wahr. Ich geh' darum auch am liebsten in den Zirkus zu den Tieren. Die sind doch wenigstens wirklich wild."

„Da begegnen sich wieder einmal unsere Neigungen. Auch ich liebe Tierdressuren über alles."

„Heuer war ich elfmal im Zirkus. Achtmal hab' ich zugeschaut, wie der Wärter seinen Kopf dem großen Löwen ins Maul gesteckt hat."

„Achtmal! Guter Gott, war das nicht schließlich doch ein bißchen langweilig?"

„Nein. Gar nicht," sagte die Baronesse leise, lehnte sich zurück und schloß die Augen. „Ich bin immer wieder hin gegangen. Ich hab' gehofft, daß der Löwe doch endlich einmal ganz wild werden und dem Wärter den Kopf abbeißen wird. Oh, das hätt ich gern gesehn, das hätt' ich gern gesehn!"

„Ist das Ihr Ernst?" sagte der Arzt. Er ließ peinlich berührt ihre Hand fallen. Dieser Zug ins Grausame an dem schönen Geschöpf erschreckte ihn. Er blickte sie an. Sie sah älter aus in diesem Augenblick als zuvor. Die leisen Falten des Verblühens um Mund und Augen waren niemals so deutlich zu erkennen gewesen wie jetzt. Ein Unbehagen beschlich ihn. Würde sie auch zu ihm passen? Kann ein Wesen mit solch bösen Neigungen den Mann, dem es gehört, wirklich lieben? Wird sie, deren Sinne nur noch nach den letzten Reizungen der Grausamkeit verlangten, nicht seiner bald überdrüssig werden und ihn dann kalt beiseite werfen? Nein, sie ist kein guter Mensch, die Baronesse!...

Eine kleine Pause des Schweigens und der Befangenheit entstand. Es schien, als hätte die Baronesse seine Gedanken erraten.

„Jetzt muß ich gehen," sagte sie und sprang von der Tischplatte herab. „Es ist schon spät."

Dr. Kircheisens moralische Bedenken waren bei diesen Worten sofort in alle Winde verscheucht.

„Nein, ich lasse Sie nicht fort von hier, Gretl!"

„Wie wollen Sie mich halten?" fragte sie mit jenem trotzigen Vorschieben der Lippe, das der Arzt schon an ihr kannte. „Sie können's nicht."

„Sie müssen mir versprechen, daß ich Sie noch heute abend wiedersehen darf. Ich habe Ihnen noch so viel zu sagen."

„Noch heute abend?" wiederholte die Baronesse nachdenklich.

„Ja! Ich hab' Ihnen viel zu erzählen. Bestimmen Sie selbst den Ort und die Stunde! Oder, wenn Sie das mir überlassen wollen — sagen wir: Um zehn Uhr im Treibhaus. Dort sind wir sicher vor Störungen."

„Um zehn Uhr?" Sie schüttelte den Kopf. Nein, das geht doch nicht."

„Aber warum denn nicht, Gretl?"

„Weil ich da schon schlafe."

„Ich bitte um Verzeihung, ich bin mit den Gewohnheiten des Hauses noch nicht vertraut. Dann natürlich früher, wann es Ihnen angenehm ist. Etwa um sieben Uhr?"

„Gut," sagte sie.

„Also um sieben Uhr im Treibhaus. Wir werden ganz allein sein."

„Ganz allein! Wird das aber lustig!" lachte die Baronesse. „Jetzt muß ich aber gehn."

Dr. Kircheisen nahm nochmals all seinen Mut zusammen.

„Einen Kuß noch, Gretl, bevor Sie gehen. Einen einzigen Kuß zum Abschied!"

Die Bitte war kaum ausgesprochen, als er sie auch schon bereute. Wie hatte er nur so kühn sein können! Am Ende hatte er jetzt mit seinem Ungestüm alles verdorben.

Doch nein! Die Baronesse war gar nicht beleidigt. Ja, sie schien seine Bitte beinahe erwartet zu haben. Der aufs glücklichste überraschte Arzt sah sie plötzlich viel größer werden. Offenbar hatte sie sich, weiß Gott, warum! auf die Fußspitzen gestellt. Dann sah er einen Augenblick lang ihre Lippen, zugespitzt, sonderbarerweise gerade nach seinem rechten Nasenflügel zielen. Und dann fühlte er ihn, den Kuß, um den er gebeten hatte, auf seiner Nase zwar, aber das tat seiner Glückseligkeit weiter keinen Eintrag.

Gleich darauf ließ ihn ein Geräusch zusammenfahren.

„Hören Sie nichts, Baronesse?" fragte er voll Besorgnis. Beide schwiegen und lauschten. Schritte kamen die Treppe hinauf.

„Wenn das Ihr Vater ist, Gretl, wenn es ihm nun einfällt, hier herein zu kommen! Wie unvorsichtig sind wir beide gewesen!"

Wahrhaftig: es kam jemand den Gang herauf. Dr. Kircheisen blickte sich verzweifelt im Zimmer um. Sein Blick fiel auf einen grünen Damastvorhang, der die Zimmerecke verdeckte. Mit einem Sprung stand er dort und hatte den Vorhang beiseite gerissen. Kleider hingen dort, ein Rucksack und ein Mantel. Ein Bergstock lehnte neben einem Eispickel an der Wand und zwei zu Bündeln gerollte Seile, ein langes und ein kürzeres, lagen am Boden.

„Hierher, Baronesse!" rief Dr. Kircheisen leise. „Kommen Sie hierher. Rasch. Und rühren Sie sich nicht!"

Er zog sie hinter den Vorhang.

„Sie wollen mich verstecken?" rief sie und ließ ein leises Gekicher hören. „Gott, ist das ein Spaß!"

Er zog den Vorhang vor. „Um aller Heiligen willen, still!“ bat er.

Da klopfte es auch schon an der Tür.

Er hatte gerade noch Zeit, ans Fenster zu eilen und dort eine ungezwungene Haltung einzunehmen. Dann rief er: „Herein.“

Es war wirklich der Baron selbst, der in das Zimmer trat.

.. Allen Göttern Dank! ... hauchte Dr. Kircheisen und hielt sich am Fensterbrett fest, um nicht umzusinken. ... Wenn ich seinen Schritt überhört hätte! Die Baronesse ..., wenn sie sich jetzt nur ruhig, mäuschenstill verhalten wollte! Eine schwere Zumutung für solch ein unbändiges Temperament. Hoffentlich dehnt der Baron seinen Besuch nicht allzulange aus.

„Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, Doktor,“ begann der Baron, „daß ich in Ihr Zimmer dringe. Aber ich konnte mir nicht anderes helfen, die Sache läßt mir keine Ruhe.“

„Welche Sache, Herr Baron?“ fragte Dr. Kircheisen und warf zugleich einen besorgten Blick nach dem Vorhang, dessen Falten sich, wie ihm schien, verdächtig bewegten.

„Ich komme aus dem Krankenzimmer. Doktor, er atmet kaum mehr! Sein Herz setzt zeitweilig ganz aus, Doktor! Wenn er nun plötzlich auslöscht, ohne daß wir's merken — —“

„Das ist wenig wahrscheinlich, Herr Baron.“

„Aber ich darf es gar nicht darauf ankommen lassen. Auch die leiseste Möglichkeit eines solchen Endes beunruhigt mich namenlos!“

Dr. Kircheisen machte eine ungeduldige Bewegung. Diese Unterredung schien sich nun wirklich in die Länge ziehen zu wollen. Was wollte der Baron? Zielte er am Ende wieder nach dem Karasinserum? Wenn man ihn doch nur aus dem Zimmer hinaus bringen könnte! Dort hinter dem Vorhang wird's sehr unruhig. Am besten, ich schau gar nicht mehr hin, sonst fällt dem Baron meine Verlegenheit auf. Was für einen merkwürdigen Anzug er jetzt wieder trägt! Er paßt ihm gar nicht, er schlottert förmlich an ihm. Es scheint, daß der Baron Vogh prinzipiell nur Kleider trägt, die für einen andern, einen viel stärkeren Menschen gearbeitet sind ...

„Doktor! Um es kurz zu sagen, Sie müssen das Mittel anwenden. Heute noch! Gleich! Das Karasinserum!“

... Natürlich! Darauf ging's wieder hinaus ... „Herr Baron,“ sagte der Arzt ernst. „Wenn ich gewissenlos genug wäre, dieses Gift .., ja, ich wiederhole es: dieses Gift!, denn etwas anderes ist das Karasinserum nicht. Wenn ich gewissenlos genug wäre, dieses Gift anzuwenden, dann würde gerade das, was Sie befürchten, mit Sicherheit eintreten: In einer Stunde wäre Ulam Singh tot.“

„Ja!“ sagte der Baron ruhig. „Aber vorher würde er auf eine halbe Stunde aus seiner Agonie erwachen.“

„Herr Baron, Sie bemühen sich vergeblich. Ich kann und darf dieses ungesetzliche Mittel nicht anwenden.“

„Und wenn ich Ihnen nun sage, Doktor, daß —“

Der Baron hielt inne. Seine Augen bekamen plötzlich einen verwunderten Ausdruck. Ein leises Geräusch, das aus dem Hintergrund des Zimmers kam, ließ den Arzt Fürchterliches ahnen. Er wagte es nicht, sich umzudrehen, sondern starrte gespannt in das Gesicht des Barons und erwartete einen wilden Zornesausbruch. Die Katastrophe ... jetzt war sie da!

Aber nein, nichts dergleichen geschah. Nur ein unbefangenes, heiteres Mädchenlachen ertönte und dann die Stimme der Baronesse: „Ich hab's nicht mehr ausgehalten dort in dem häßlichen Winkel. Da bin ich, Papa!“

Der Baron sprach noch immer kein Wort. Dr. Kircheisen fühlte, wie eiserne Finger ihm die Kehle zuschnürten. Was mußte jetzt in der Brust des Vaters vorgehen! ... Jetzt ist's meine Pflicht, dem Baron irgendeine Erklärung zu geben und die Schuld auf mich zu nehmen. Vielleicht ist es ganz gut, daß es so gekommen ist. Gleich vom Anfang an die Wahrheit, das ist besser, als ein endloses Versteckenspielen. Es ist am klügsten, ich sage ihm, was geschehen ist und was meine Absichten sind.

„Herr Baron!“ begann der Arzt und seine Stimme zitterte vor Erregung. „Ich muß Ihnen ein Geständnis machen. Sie sind erstaunt, Ihre Tochter hier anzutreffen. Ich bitte Sie, mir zu glauben, daß die Baronesse frei von jeder Schuld ist. Ich bin es, der sie veranlaßt hat, mir hier eine Unterredung zu gewähren. Herr Baron, seit dem Augenblick, in dem ich Ihre Tochter zum erstenmal gesehen habe, stand es für mich fest, ...“

„Aber lieber Doktor!“ unterbrach ihn der Baron mit einem müden und verdrossenen Ton in seiner Stimme. „Lassen wir doch meine Tochter aus dem Spiel. Wir haben wahrhaftig wichtigere Dinge zu besprechen.“ Dann wandte er sich der Baronesse zu: „Schau, daß du hinaus kommst! Mußt du überall dabei sein?“ rief er böse. „Wirklich unglaublich. Mach lieber deine französische Arbeit zu Ende und geh schlafen.“

Die Baronesse warf dem Arzt einen Blick zu und huschte dann aus dem Zimmer.

Dr. Kircheisen stand starr. Nein, diesen Ausgang hatte er nicht erwartet. Um des Himmels willen ... dachte er ... wie muß es in den aristokratischen Häusern zugehn. Welche Moral herrscht hier! Der Vater findet seine Tochter im Zimmer eines fremden Herrn und sagt nichts, rein nichts! Kaum ein einziges Wort des Zornes oder des Vorwurfs! Ist nicht im geringsten empört über sein eigenes Fleisch und Blut. Du lieber Gott — — das verstehe, wer kann! Solche Zustände! Solche Zustände! ...

„Ich frage noch einmal, zum allerletzten Male frage ich Sie, ob Sie das Mittel anwenden wollen, Doktor,“ ertönte die Stimme des Barons. Im Zimmer war es mittlerweile ziemlich dunkel geworden. Aber die Stimme, die der Arzt vernahm, klang jetzt, wie ihm schien, ganz anders als früher. Nicht mehr bittend, nein: fordernd, beinahe herrisch. Aber Dr. Kircheisen ließ sich nicht einschüchtern.

„Nein!“ sagte er nach kurzer Überlegung. „Ich kann meinen Standpunkt nicht ändern. Sie dürfen nicht weiter in mich dringen. Denn es ist ein Verbrechen, zu dem Sie mich bestimmen wollen, Herr Baron.“

Wortlos verließ der Baron das Zimmer.

Dr. Kircheisen blieb allein zurück. Er drückte auf den Lichtkontakt und ließ den Luster aufflammen. Dann blickte er auf die Uhr: Zehn Minuten fehlten auf sieben. Dann rasch in den Garten! Die Baronesse durfte er nicht warten lassen ... Wenn sie nur kommt! Am Ende hält sie der Baron zurück. Vielleicht wird sie's erst jetzt zu büßen haben, daß er sie hier bei mir im Zimmer angetroffen hat ...

Dr. Kircheisen blickte sich um, ehe er aus der Türe trat. Alle Dinge hier im Zimmer waren ihm mit einemmal lieb und vertraut geworden. Dort der Tisch, auf dem sie gesessen hatte. Der Vorhang, hinter den er sie versteckt hatte. Dort — — Was war das? Die Decke, die über das Bett gebreitet lag, war verschoben und arg zerknüllt! Hier hatte jemand alles durcheinander geworfen und dann rasch wieder Ordnung schaffen wollen. Sollte am Ende sie ... durchfuhr es ihn ... Mein Kommen hat sie gestört! Sie hat am Ende eine Überraschung vorbereitet. Vielleicht hat sie mir ihr Bild gebracht! Auf jeden Fall ist hier etwas versteckt worden! Wie hatte sie nur gesagt? „Es wär so hübsch gewesen, wenn Sie die ganze Nacht wachgeblieben wären und an mich gedacht hätten!“ Natürlich! Ihr Bild hat sie mir gebracht, ganz bestimmt! Solch eine liebe, reizende Überraschung!

Dr. Kircheisen fuhr mit der Hand unter die Bettdecke und tastete zwischen den Polstern. Er fühlte einen harten Gegenstand und zog ihn hervor. Ernst und nachdenklich betrachtete er dann das Ding, das er in der Hand hielt.

Es war eine Bürste.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Gottes Tiergarten.

Zeitgemäße Fabeln aus dem Arabischen von Richard Zoozmann.

Das Kriegsbündnis.

Es entstand einmal ein Krieg zwischen den Hasen und den Adlern, die namentlich unter den Junghasen schon tüchtig aufgeräumt hatten. Da baten die Hasen die Füchse um Hilfe und Beistand.

„Wir würden es gern tun“, entgegneten die Füchse, „wenn wir euch Hasen als Krieger nicht kennten und nicht wüßten, mit wem ihr Krieg führt.“

Da gingen die Hasen zu den Ziegen.

„Wir würden es gern tun", entgegneten auch die Ziegen, „doch wir fürchten, ihr werdet fliehen, wenn es Ernst wird."

Mit einem Stärkeren soll man nicht kriegen, weil man dann den Kürzeren zieht. Mit einem Schwächeren soll man sich nicht verbünden. Unter solchen Umständen ist ein Krieg wohl bald angefangen, aber schwer beendet. Und besser ein gewisser Friede als ein ungewisser Krieg.

Der Friedensvertrag.

Einst versammelten sich alle Schafe und schickten eine Botschaft an die Wölfe, in der es hieß: „Warum bekriegt ihr uns unablässig? Wir bitten euch, Frieden mit uns zu schließen, wie es die Fürsten der Völker tun."

Die Wölfe vereinigten sich freudig zu einer großen Ratssitzung und schickten mit vielen Geschenken einen dicken Brief an die Schafe, in dem es hieß: „Wir haben euern verständigen Entschluß zur Kenntnis genommen. Wahrlich, der Friede wird uns zum Vorteil und zum Segen gereichen. Wir teilen euch mit, daß der Schäfer und sein Hund einzig Ursache und Ursprung unserer bisherigen Streitigkeiten sind. Schafft diese beiden ab, so werden wir unsere Wege in Frieden und Freundschaft wandeln."

Die Schafe jagten Schäfer und Schäferhund fort und zerstreuten sich, ihrem Frieden- und Freundschaftsvertrage mit den Wölfen trauend, außerhalb ihrer schützenden Hürde im Gebirge und in den Tälern, fingen ruhig an zu weiden, und freuten sich, daß ihr Leben fortan gesichert wäre.

Die Wölfe ließen sie eine Woche lang in Ruhe, dann fielen sie in geschlossenen Rudeln über die Schafe her und erwürgten sie samt und sonders.

Aus dieser Fabel ersieht man, daß Haß und Abneigung von Volk zu Volk, von Familie zu Familie, von Geschöpf zu Geschöpf im Herzen der Lebewesen wurzeln, und daß nur Schafe glauben, durch Verträge Frieden und Freundschaft stiften zu können.

Die Kritiker.

Ein Esel ging an einem Rosengarten vorüber. „Wozu gibt es Rosen? Der schöne Boden ist ganz verschandelt. Man hätte Disteln pflanzen sollen." So klagte Freund Langohr und trabte kopfschüttelnd davon.

„Sie haben Recht", sagte ein Maulwurf, der soeben aus der Erde aufgestoßen war. „Es ist alles verkehrt eingerichtet hier oben. Warum singt zum Beispiel die Lerche dort am Himmel und preist das Licht der Sonne? Mir gefällt das Lied der Eule viel besser, denn sie singt in der Dunkelheit."

„Ganz meine Ansicht, Herr Maulwurf", unterbrach ihn ein Frosch, der über den Weg hüpfte. „Da loben die törichten Menschen den Gesang der Vögel. Aber singen wir Frösche nicht viel melodischer? Wir singen sogar bei Nacht, wenn die Vögel schlafen."

„Und das hören wir so gerne", sagte eine Fledermaus, die ihren Kopf aus einem Astloch herausstreckte. „Die Frösche verschönern die Stille der Natur. Da fliegt es sich noch einmal so gut. Denn das werden Sie doch zugeben, meine Herrschaften, daß wir Fledermäuse besser fliegen als die Vögel."

Eine Raupe im Rosengarten hatte dies Gespräch mit angehört. „Ich lobe mir die Rosen", sagte sie, „trotz allen Eseln auf der Welt. Was schmeckt besser als Rosen? Ich fresse sie von früh bis spät. Und wenn alle Sträucher ratzekahl sind, kann der Gärtner meinethalb Disteln für die Esel pflanzen. Auch das Singen hat keinen Zweck. Wer singt, kann dabei nicht fressen. Und fressen ist die Hauptsache. Was sollte ich mit den Flügeln anfangen? Ich fresse und krieche und komme auch vom Fleck. Durch Kriechen kommt man weiter im Leben als durch Fliegen. Mein Wahlspruch heißt: „Ich pfeife auf alle Viecher — und bleibe ein Fresser und Kriecher."

Der Eber und der Schakal.

Der Eber wetzte seine Hauer an einem Stein am Wege; er tat es mit Mühe und angestrengter Aufmerksamkeit. Ein Schakal kam daher, betrachtete ein Weilchen die Arbeit des Ebers und sagte dann: „Warum mühst du dich denn so sehr ab, da doch zur Zeit weder Kampf noch Krieg in Aussicht stehen?"

Der Eber antwortete: „Schweig, elende Schakalseele. Was verstehst du Feigling von Kampf und Krieg? Wer kann seine Waffen schärfen und instandsetzen, wenn es die Umstände erfordern? Man muß sie pflegen und in Ordnung halten, bevor Kampf und Krieg ausbrechen. Das lehren uns ja schon die Völker der Menschheit."

Aus dieser Fabel soll man lernen, sich für alle möglichen Vorfälle gerüstet zu halten und Vorsicht zu gebrauchen, weil Vorsorge Nachsorge verhütet.

Der Rangstreit.

Ein Trampeltier und ein Dromedar hausten zusammen in einem Stall, konnten sich aber schlecht miteinander vertragen, weil das Trampeltier über seine zwei Höcker hinweg verächtlich auf das nur einhöckerige Dromedar hinabzusehen pflegte.

Das Dromedar sagte: „Wenn man schon bucklig sein muß, so ist es besser, man hat nur einen Buckel statt deren zwei."

„Du hast recht", erwiderte das Trampeltier, „wenn du von einem Buckel sprichst, der dich in der Tat scheußlich entstellt. Ich habe keinen Buckel, sondern zwei Höcker, die eine malerische Rückenlinie bilden, sozusagen einen richtigen schönen Wellenschlag, der den Gedanken an einen Buckel überhaupt gar nicht aufkommen läßt."

Der Besitzer der beiden Tiere, ein weiser Scheich, hatte den Rangstreit mit angehört und sagte: „Vertragt euch endlich miteinander, denn zum Neide oder zur Überhebung liegt bei euch beiden gar kein Grund vor. Ihr seid beide Kamele und das sagt alles!"

Die beiden Hähne.

Zwei Hähne, die sonst friedlich nebeneinander auf ihrem Hofe lebten, gerieten einmal in heftigen Streit und bissen sich zornig herum. Der Unterliegende zog sich zurück und verbarg sich beschämt in einer Ecke des Hühnerstalles. Der Sieger aber, der sich vor den Hühnern seines Sieges wegen brüsten wollte, flog hoch auf das Dach, schlug stolz mit den Flügeln, blähte sich auf und fing laut an zu krähen. Da sah ihn ein Habicht, schoß herab und zerriß ihn.

Diese Fabel lehrt, daß sich keiner seiner Stärke oder seines Sieges wegen überheben soll: er findet noch immer einen Mächtigeren. Und wer sich selbst zu laut rühmt, ruft leicht einen Feind und Neider herbei. Dann folgt auf den Hochmut der Fall.

Rätsel des Meeres.

Von Kapitän Ernst Römer.

Unsere Festländer sind Inseln im Weltmeer. Dieses Weltmeer, das wir als zusammenhängendes Ganzes betrachten, bedeckt nahezu drei Viertel der Erdoberfläche. Wenn wir nach einer Landhalbkugel und einer Wasserhalbkugel unterscheiden wollen, so nehmen auf dieser „maritimen Seite" der Erde die Meeresräume eine Fläche von 90½ vom Hundert ein.

Der Festlandmensch empfindet die Meere als mächtige, ruhende Masse, über die gelegentlich Stürme hinbrausen und seine Oberfläche aufwühlen. Ist damit bereits eine der drei Bewegungsformen des Meeres genannt, die Wellen, so kennen wir zwei noch viel großartigere Lebensäußerungen, obwohl sie sich der sinnfälligen Wahrnehmung im allgemeinen entziehen: die Gezeiten und die Meeresströmungen.

Im Anfang war der Rhythmus. Die genannten drei Bewegungserscheinungen bieten den erschütterndsten Beweis dafür. Man wird eine Weltansicht dulden können, die im Weltmeer den erhabensten Daseinsausdruck einer nach unerforschlichen Gesetzen waltenden Schöpfung sieht. Von Aristoteles geht die Sage, daß er vergebens über eine geheimnisvolle Strömungserscheinung in der Meeresstraße des Euripus nachgesonnen und darüber schließlich in jenen Fluten den Tod gesucht haben soll. Das ist vom heutigen Gelehrten, dem es um eine rationelle Bewirtschaftung des Meeres auf wissenschaftlicher Grundlage geht, nicht mehr

zu befürchten. Gleichwohl versagen noch häufig die meist recht verzwickten Theorien gegenüber den vielgestaltigen Tatsachen der bunten Wirklichkeit, und man ist auf dem hier zu besprechenden Gebiet auf Mutmaßungen und unaufhörliche Beobachtungen in hohem Maße angewiesen. Die Bewegungen der Wellen! Der Wind als ihr Erreger, das Wesen einer Wellenphase mit ihrem schwingenden und saugenden Verhalten ist erkannt. Um nur Wichtigstes zu nennen. Problematisch ist jedoch schon das: Auf weitem Seeraum nimmt der Seegang zu, obwohl die Stärke des Windes die gleiche bleibt. Weiterhin steigt die Wellenhöhe nur bis zu einem bestimmten Höchstmaß und bleibt dann konstant, mag auch der Wind noch geraume Zeit mit der bisherigen Vehemenz fortwehen. Und schließlich: Flaut der Wind ab, schläft er völlig ein, so vermag sich trotzdem die Wellenbewegung sehr lange fortzusetzen. Die Welle hat gleichsam den Impuls zahlloser Windstöße als lebendige, sich ständig aus sich selbst heraus erneuernde Kraft aufgespeichert, kann nun ungeheure Meeresstrecken durchwandern. Und hier haben wir das Geheimnisvolle, noch völlig Unaufgeklärte der ozeanischen Dünungen. Der Meeresforscher Graf von Larisch berichtet uns von solchen Dünungen, die, in einem nordatlantischen Sturmgebiet gezeugt, 4000 Seemeilen südwärts über den Atlantik gewandert sind. Rund 7400 Kilometer, ungefähr ein Sechstel des Erdumfanges! Sie wanderten über den Erdgleicher hinweg, auf die südliche Halbkugel, bis zur Insel St. Helena. Und nicht allein das. Am Ankunftsort hatten sie in ihrer Länge und an Eigengeschwindigkeit um beinahe 60 v. H. zugenommen! — Übrigens ist das Meer, sei es auch von außenher im Zustand vollkommener Ruhe, immer von den ewigen Atemzügen der Dünung durchwogt.

Im Gegensatz zu dieser unmittelbar erkenntlichen Bewegungsform des Meeres steht eine andere, die der Gezeiten. Die Flutwelle ist auf hoher See überhaupt nicht wahrzunehmen; das ist eines der Rätsel dieser Erscheinung. Als Folge der anziehenden und fluterzeugenden Kraft von Mond und Sonne ist bekanntlich unsere Meeresoberfläche einem periodischen Schwanken, einem regelmäßigen Heben und Senken unterworfen. Das Weltmeer als Ganzes bildet somit ein einheitliches Schwingungsgebiet, dem in der Theorie eine von Osten nach Westen fortschreitende Gezeitenwelle entspräche. Das ist aber nicht der Fall. Wir wissen weder — trocken ausgedrückt —, wo sie anhebt, noch wo und wie sie verläuft. Ahnen nur, daß ein ganzes System von Gezeitenwellen die Meere durchkreuzt.

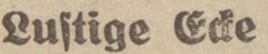
Der Aufschwall der Flutwelle zeigt mancherorts gewaltige Ausmaße. Während die vorhin erwähnte Höhe des Gezeitenhubs an den glatt verlaufenden deutschen Küsten 3 bis 4 Meter nicht übersteigt, kann sie dort, wo die Flutwelle in enggeformte Buchten sich einzwängen muß und an Höhe gewinnt, was sie an Breite verliert, 10 bis 20 Meter erreichen. Das ist zum Beispiel der Fall im Bristolkanal, in der Bai von St. Michel, in der Fundybai Nordamerikas. Berühmt ist weiterhin die Flutbrandung, auch Borre genannt, im Trichtergolf von Tsientang an der Küste Chinas. Ein langer Wasserwall von 8 Meter Höhe dringt hier mit einer Geschwindigkeit von 30 Kilometern unter donnerndem Getöse Hunderte von Seemeilen stromaufwärts. Einem kurz nach Neu- und Vollmond auftretenden höchsten Flutstand (Springflut) entspricht ein ebenso tiefes Zurückweichen des Wassers bei Ebbe. Im Februar des vorigen Jahres berichteten englische Zeitungen, daß eines Tages die Bewohner von Walton on the Naze (Nordschottland) bei tiefstem Niedrigwasser in der See eine Kirche erblickten, die vor Jahrhunderten überflutet worden war. Sechs Stunden später setzte die Flut ein und ließ das mit Muscheln und Gewächsen überwucherte Gotteshaus den Menschenaugen wieder entschwinden.

Tritt das Walten der Gezeiten nur an den Rändern der Landmassen sinnfällig in die Erscheinung, so zeichnen sich die Meeresströmungen durch ein noch verschwiegeneres Dasein aus. Verschwiegener, aber nicht minder bedeutungsvoll und großartig. Ist es doch im Gang der Jahrhunderte zu einem Zustand wunderbaren Gleichmaßes im Kreislauf der Strömungen gekommen. Aber auch hier mußte einer unserer verdienstvollen deutschen Ozeanographen gestehen, daß „die ozeanischen Strömungen für die Theorie vielfach noch schwer verständliche Probleme darbieten". (Krümmel.)

Heute ist die Ansicht durchaus vorherrschend, daß die größten und wichtigsten Meeresströmungen ihren Antrieb durch die regelmäßig wehenden Winde erhalten haben (Passate und Monsune). Die auf der „Meteor"-Expedition gezeitigten Ergebnisse scheinen das erneut bestätigt zu haben. Man ist hier neben anderem zu der Erkenntnis gelangt, daß die Schichtung und das wesentliche Strömungsbild in unserer Lufthülle ein Gegenstück in den Ozeanen besäße. Um jene Ansicht kurz zu erläutern: Die Hauptursache zur Erzeugung der Strömungen bildet das über den Meeren zu großer Regelmäßigkeit ausgebildete System der Luftströmungen (Winde). Diese Winde, vorzüglich die Passate, zwingen den Wassermassen, über die sie hinwehen, eine Trift- (treibende) Bewegung in zunächst horizontaler Richtung auf. Das so hinweggeführte Wasser muß durch nachströmendes ergänzt werden: die Ergänzungsströme. Wenn die Triftströmung auf eine Küste stößt und hier einen Aufstau des Wassers verursacht, so fließt dieses nach beiden Seiten ab — die Abflußströmungen. Sehr oft bilden sich dann Stromringe durch Verbindungsströme, und der Stromkreis ist geschlossen. Endlich treten als richtungsändernde Kräfte die Form des Meeresbodens, die Gestalt der Küsten und die Erdumdrehung hinzu. Die gewaltigste und großartigste dieser Erscheinungen ist der Golfstrom. Im Karibischen Meer erzeugt, reichen seine letzten Ausläufer bis ins Nördliche Eismeer, bis zu Nowaja Semlja. Er beeinflußt mit seinem warmen, tropischen Wasser das Klima ganzer Ländermassen; er liefert mittelbar die Weideplätze und Laichstätten unserer nördlichen Nutzfische.

Sind nun die Quellen dieses wundersamen Stromes wirklich genau bekannt? Etwa so, wie man seinerzeit nach den Quellen des Niger geforscht hat? Solcher Fragestellung wird auch bis zur Stunde jeder ernsthaft Forschende ausweichen müssen. Ganz abgesehen davon, daß natürlich der Vergleich mit einem in seinem Bett dahineilenden Fluß abwegig ist. Wir wissen eigentlich nur das: Die Nordostpassattrift und ein Ast der Südostpassattrift drücken mit der Karibischen Stömung zusammen in das Karibische Meer hinein, fließen nordwärts und durch den engen Schlauch der Straße von Yukatan, wo sie einen stromverstärkenden Impuls empfangen. Und hier, im Golf von Mexiko, „bildet sich" dann ein Strom, der, im wesentlichen östlich gerichtet, durch die Floridastraße drängt und nach ihr die Bezeichnung Floridastrom erhält. Das ist der Jugendlauf des späteren Atlantischen oder Golfstromes.

Auf Segelschiffsreisen vom Mexikanischen Golf nach Europa haben wir, nordwärts steuernd, die Geschwindigkeit dieses Stromes stets mit großem Vorteil benutzt. Erreicht er doch zuzeiten eine Tagesgeschwindigkeit von nahezu 220 Kilometern; sie wird vom Rhein in seinem Unterlauf und bei Hochwasser kaum erreicht.


Lustige Ecke

Ausgezeichnet.

Richard Tauber kam von seiner Amerikareise zurück. Im Speisewagen lernte er einen äußerst freundlichen Herrn kennen.

„Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen", sagte der freundliche Herr.

Tauber lächelte geschmeichelt und erwiderte:

„Hier ist es doch anders als drüben. Können Sie sich vorstellen, daß mich drüben eines Tages jemand fragte, wer ich sei? Ich habe sehr kurz geantwortet: „Richard Tauber", und bin weggegangen."

Da lachte der freundliche Herr.

„Ausgezeichnet! Feiner Witz! Und wie heißen Sie wirklich?"

*

* Scherzfrage. Welcher Stand hat die meiste Zeit übrig? — Der Lehrerstand; denn er gibt Stunden, die andere nehmen müssen.

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.